



ie im 20. und 21. Jahrhundert einen Höhenwettbewerb der Bürobauten, so gab es im 14. und 15. Jahrhundert einen der Glockentürme. Anders als jener wurde er hauptsächlich im südlichen Mitteleuropa ausgetragen (während man sich anderswo vielleicht auf den Bau prächtiger Kirchenfassaden verlegte). Doch ganz wie bei den Wolkenkratzern ist es nicht leicht, die Triebkräfte dahinter – die pragmatischen und die idealistischen – wirklich zu bestimmen.

Das Medium kam mit dem Freiburger Münsterturm in die Welt: regionaltypisch oberrheinisch ein vor die Kirche gestellter Einzelturm von allerdings 116 Meter Höhe und neuartiger Gestalt (Abb. 1). Über einem unspektakulären quadratischen Unterbau, der auch einem schlichteren Aufsatz dienen könnte, erhebt sich frei und allseitig in Fenstern geöffnet ein Achteck, das ein durchbrochener Helm krönt. Durchlässig für Wind und Regen steht der prächtige Steinkäfig für eine Bauweise, die unter minimalem Einsatz von Kraft und Werkstoff maximale Höhe erreicht. Die vielgelobte Eleganz des Turms verdankt sich ästhetischen und ökonomischen Überlegungen zugleich. Die Bauausführung, die bis in die 1340er Jahre dauerte, löste ein Bündel von Problemen, mit denen sich die Erbauer gotischer Türme schon lange befassen. Das Ganze läuft auf die Frage hinaus: Lässt sich filigrane Erscheinung, Standard geworden durch Bauten wie die Sainte-Chapelle in Paris, mit großer Höhe und mit der für die Last eines blitzschlagssicheren steinernen Helmkegels nötigen Festigkeit verbinden? Ein eher herkömmlicher Ansatz war, das Filigran an den Teilen unter dem Helm zurückzunehmen, d.h. ein halb-filigranes Achteck mit ebensolchen Stützbauten zu umgeben – so ging man an den Türmen der Kirche Saint-Nicaise in Reims vor. Ein anderer Ansatz zielte auf die Gestalt des Helms und darauf, dort Gewicht zu sparen – so im Plan B für den Westbau des Straßburger Münsters: Hier war als Turmabschluss ein flacher Kegelstumpf mit einer immateriell schlanken Laterne geplant (Abb. 2). Eine weitere Lösung sah den Einsatz von Eisen vor: Ein eisernes Gerüst steift den extrem leicht gebauten Vierungsturm der Kathedrale von Salisbury aus. In die Vollendungsjahre des Freiburger Turms fiel Giotto's Planung für den Campanile in Florenz. Der als Kopie überlieferte Riss zeigt eine kombinierte Strategie (Abb. 3). Voluminöse Helmrippen deuten auf Leichtbauweise beim Helmkegel: Streben mit dazwischengesetzten dünnen Platten. Von hier ist es gedanklich nicht weit zu den durchbrochenen Platten des Freiburger Helms. Daneben gibt es Stangen, die aus dem Maßwerk der Fenster auf den Abseiten des Achteckbaus kommen. Vielleicht beziehen sie sich auf ein Gerüst im Inneren wie das für Salisbury entwickelte. Außen zielen sie auf die Fialtürme und suchen Schub aus dem Helm oder dessen eisernem Innenleben auf diese Bauteile zu leiten.

Wenn dies dilettantisch wirkt, so wird daran vor allem deutlich, wie sehr Freiburg ein Durchbruch ist. Der berühmte Maßwerkhelm steht dafür nur als das sichtbarste Zeichen. Unsichtbar bleibt das dort verbaute Eisen, das weder für Aussteifung im Inneren sorgt, noch Last nach außen abtragen will (was nicht hätte funktionieren können), sondern als Ringanker in die Steinsubstanz des Helms eingelegt ist und den Horizontaldruck des Hohlkegels neutralisiert. Hinzu kommt wieder sichtbar ein Drittes: Der Helm setzt auf der Innenkante der Mauerschale des Oktogons auf, statt wie bis dahin üblich außen. Um den Helmfuß herum ist Platz für einen Laufgang. Und statt in den Helmfuß einzuschneiden, enden die Fenster des Oktogons einige Quaderlagen unter dem Umgang. Der

Michael Viktor Schwarz

Hoch hinaus

*Gotische Türme
im Wettbewerb*

druckabsorbierende Effekt dieses massigen Steinrings war allerdings grundsätzlich verzichtbar, als der Helm die Eisenarmierung erhielt. Auch daran zeigt sich, wie die Probleme während des Baus erst nach und nach gelöst wurden.

Der Wettbewerb der Türme im eigentlichen Sinn kam dann zwischen Prag und Wien in Gang; fraglich ist nur, welche Bauhütte ihn anstieß. Jener Stephansturm, zu dem Rudolf der Stifter 1359 den Grundstein gelegt hat, muss nicht als ein Riese von Freiburger Dimension gedacht gewesen sein (siehe Beitrag B. Schedl, *Baugeschichte*). Wahrscheinlicher ist ein Projekt für ein flankierendes Turmpaar im Maßstab der älteren Westtürme. Sicher sind Planung und Bau eines Giganten erst ab ca. 1380. Der Prager Domturm dagegen wurde als Teil der Südfassade zuverlässig vor 1367 begonnen. 1419 war der Quadratbau weitgehend vollendet (Abb. 4). Dass Peter Parler ein Oktogon mit Steinhelm folgen lassen wollte, ist unbewiesen, aber schon mangels Alternative plausibel. Auch bereiten die Eckpfeiler freistehende Fialtürme vor, die das Oktogon flankiert hätten (wie im Straßburger Riss B und von Giotto geplant, sowie in Freiburg und später in Wien ausgeführt). Nimmt man mit Blick auf andere Projekte an, jene 55 Meter, die der Quadratbau (ohne den neuzeitlichen Aufsatz) erreicht, markierten rund die Hälfte der Gesamthöhe, so wäre ein Turm von Freiburger Format herausgekommen.

Während in Prag die Arbeit zum Erliegen kam, zog Wien mit hohem Tempo vorbei. 1433 kam es unter dem Architekten Hans Prachatitz zur Vollendung eines 136 Meter hohen Turms (siehe Beitrag J. J. Böker). In manchem reproduziert er den Freiburger; das gilt etwa für die zentrale Rolle des Baueisens. In vielem folgt er ihm aber auch nicht. Anders als in Freiburg, doch wie in Prag, sind die quadratischen Geschosse reich gegliedert. Der ästhetische Anspruch des Oberbaus wird auf den Unterbau übertragen und das Bild vereinheitlicht. Mehr noch: Letztlich als Resultat eines Planwechsels auf halber Höhe des Quadratbaus (wohl unter dem Baumeister Peter Prachatitz um 1407) verschleift sich die Gesamterscheinung des Turms zu der einer tannenschlanken Pyramide. Damals waren neben dem Prager auch die Türme in Ulm und Straßburg schon im Bau, ja die Straßburger mauerten bereits mit großem Tempo ihr raketenschlankes Oktogon auf. Vielleicht sah man

in der Reduktion des Grundrisses eine Möglichkeit, den Gewinn an Höhe zu beschleunigen. Jedenfalls kam es zu einer ästhetischen Dynamisierung des Turms. Der Wiener als einziger nimmt gleichsam schon am Quadratbau Anlauf in den Himmel. Wie in Freiburg sollen Oktogon und Helm filigran und reich erscheinen, doch statt aufgelöst wird die nun auf enger Grundfläche zusammengeschobene Mauermaße verblendet. Symptomatisch ist, dass am Achteck nur die Hauptseiten Fenster besitzen. Die geschlossenen Abseiten verschwinden hinter den

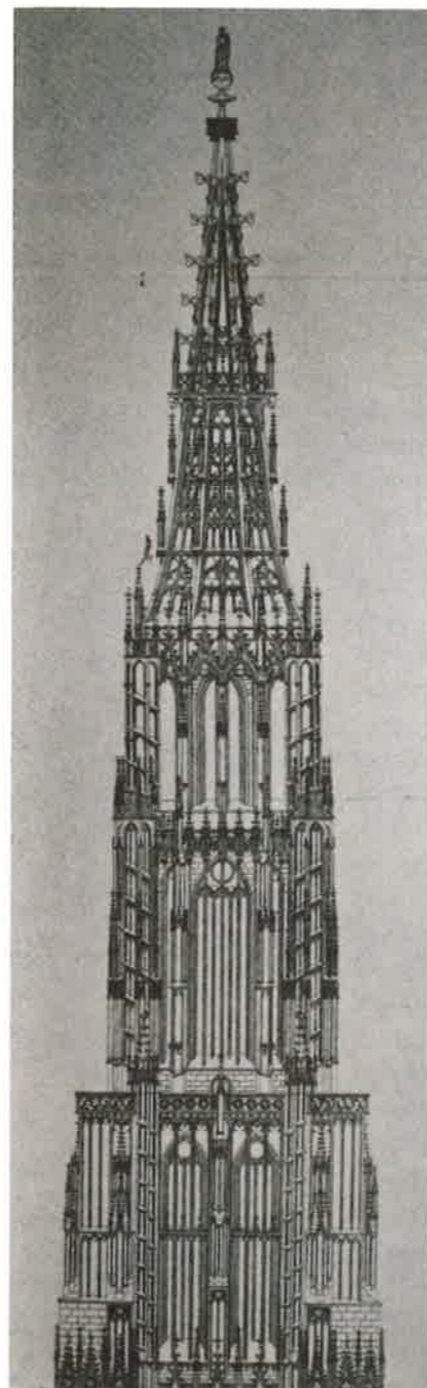
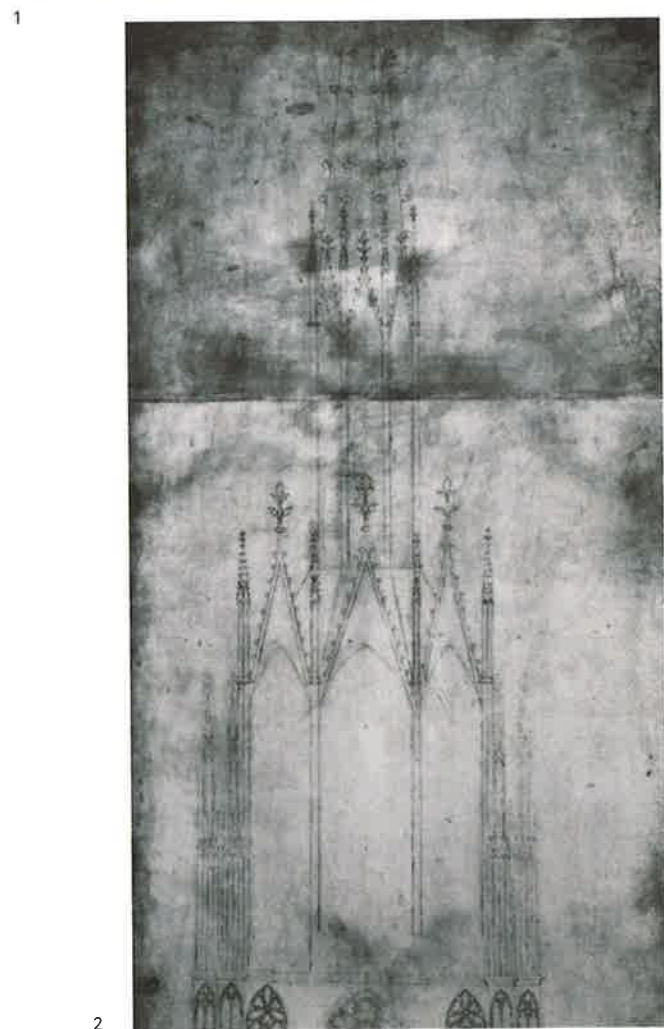
Fialtürmen. Gewölbe auf halber Höhe des Oktogons und zwischen Oktogon und Helm dienen der Aussteifung der Mauerröhre. Von außen ist der Effekt skulptural und hat mit einem Käfig nichts zu tun. Trotzdem sprechen Maßwerkhelm und Laufgang explizit von der Vorbildlichkeit des Freiburger Turms – der nadelspitze Umriss und der Wimberg-Dekor des Helms aber zugleich von Originalität.

Kaum ein Jahrzehnt nach dem Start des Wiener Projekts wurde auch der Pfarrkirche in Ulm ein Riesenturm verordnet. Bis ins 16. Jahrhundert konnte man nicht mehr als den nach Prager Vorbild reich dekorierten quadratischen Block fertigstellen (ca. 65 Meter).

Reine Junckfrow bit din kint das Statt vnd volck bebüt sint.
Straßburger Stadtrecht (1480)

We choose to go to the moon in this decade and do the other things, not because they are easy, but because they are hard, because that goal will serve to organize and measure the best of our energies and skills, because that challenge is one that we are willing to accept, one we are unwilling to postpone, and one which we intend to win, and the others, too.

John F. Kennedy



1
Freiburg im Breisgau,
Münsterturm
1340: Höhe 116 Meter

2
Straßburg,
Musée de l'Oeuvre Notre-Dame,
Riss B (Detail)

3
Florenz,
Museo dell'Opera del Duomo,
Plan des Campanile in Florenz
(Detail)

4
Prag,
St. Veit, Südturm
1419: Höhe 99 Meter

5
**Umzeichnung nach Riss A des
Ulmer Stadtarchivs für den
Ulmer Münsterturm,**
16. Jh.: Höhe 65 Meter
19. Jh.: Höhe 161 Meter

6
Straßburg,
Obergeschoss des Münsterturms
15. Jh.: Höhe 142 m

7
Frankfurt,
Oktogon und Helm des Pfarrturms
Anf. 16. Jh.: Höhe 95 Meter

8
Bath (England),
Kathedrale, Wendeltreppe an der
Westfassade

Das 19. Jahrhundert hat den Bau dann weitergeführt. Mit etwas weniger als den damals erreichten 161 Metern hatte sich der Gründungsarchitekt Ulrich von Ensingen zufrieden geben wollen. Zu den bezeichnenden Elementen seines Plans, der als Riss erhalten ist, gehört das verdoppelte Achteck (Abb. 5). Vielleicht greift dies die Wiener Lösung mit dem Zwischengewölbe im Oktogon auf, die damals jedoch allenfalls projektiert gewesen sein kann: Jedenfalls ist, anders als in Wien die Zweigeschossigkeit in Ulm nicht Behelf, sondern dazu da, den Freiburg erheblich überbietenden Maßstab ablesbar zu machen. Ebenso charakteristisch für den Plan sind die Zweischaligkeit der Oktogone und die Vierergruppen von skelettierten Wendeltreppen, welche die Achtecke an den Abseiten begleiten und über deren Außenschalen stützen. Dies erinnert an Freiburg vorausgehende Lösungen wie Saint-Nicaise, wo an das Oktogon gelehnte Bauten den Horizontaldruck des Helms aufnehmen. Es war wohl auch der Einsatz der Treppen, der in der Ulmer Planung allseitig geöffnete und durchsichtige Achtecke zur realistischen Option werden ließ – nunmehr aber in der Form von je zwei ineinander gestellten Steinkäfigen von unterschiedlicher Instrumentierung.

Insgesamt vermeidet Ulrichs Konzept trotz weiter gesteigerter Höhe die Wendung vom filigranen Turm (Freiburg) zum skulpturalen (Wien). Was in Ulm entstehen sollte, war eine Art räumlich verschränktes und verstrebt (d.h. stabilisiertes) Filigran. Zugleich setzte der Architekt eine rigide Geschossgliederung durch – rigide nicht nur im Vergleich mit Wien, sondern auch mit Freiburg. Dort verschleiert die sog. Stern galerie die Grenze zwischen Vier- und Achtort, wobei die Kritiker nie Einigkeit erzielten, ob man es mit einem geistreichen Motiv oder dem Symptom eines Planwechsels zu tun hat. Wo der Wiener Turm mit inkommensurabler Höhenentwicklung argumentiert, hätte der Ulmer quantifizierend geantwortet.

Schon 1399 wurde Ulrich nach Straßburg berufen und betreute nun den Bau zweier Riesentürme, wobei das zweite Projekt aufgrund geringeren Volumens (s. u.) in absehbarer Zeit auch vollendbar war. Als der Architekt eintraf, war die Münsterfassade nach mehreren Planwechseln eine gewaltige Scheibe: Auf dem Unterteil aus dem 13. Jahrhundert (das teils Plan B folgte) saßen zwei Turmstümpfe mit einem dazwischengebauten Glockenhaus. Für den linken Stumpf entwarf und errichtete Ulrich ein Oktogon in der Art seines Ulmer Plans: zweigeschossig, rundum geöffnet und von filigranen Wendeltreppen begleitet (Abb. 6). Die Diskrepanz zwischen dem sehr hohen unteren und dem niedrigen oberen Geschoss und die durchlaufenden Treppen dynamisieren den Eindruck. Auf diese Struktur, deren Errichtung wenig mehr als zwei Jahrzehnte in Anspruch nahm, setzte dann Johannes Hültz statt des von Ulrich vorgesehenen »Freiburger« Helms eine sehr eigenwillige Spitze: einen Kegelstumpf, auf den er, etwas vereinfacht gesagt, 73 kommunizierende Wendeltreppenfragmente stapelte.

War der Wiener Turm zunächst an allen anderen, auch an Straßburg, vorbeigezogen und für einige Jahre der höchste gewesen, so fiel mit 142 Metern der Rekord 1439 dem Straßburger zu – oder er holte den Wiener in diesem Jahr immerhin ein: Der Pfeilerartige Aufsatz, mit dem die letzten Meter bestritten werden, könnte auch nachträglich hinzugefügt oder abgeändert worden sein, wie der eilig hochgezogene Bau überhaupt einer komplettierenden Überarbeitung bedurfte. Bis heute fehlt noch das Gewölbe zwischen den Oktogongeschossen. Zu beachten sind der späte Einstieg der Elsässer in den Wettbewerb und die Startvorteile. Beim Bau des Glockenhauses in den siebziger und/oder achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts hatten sie einem repräsentativen Turm noch explizit entsagt. Doch wurde damals ein Niveau der Fassade erreicht, von wo aus mit einem relativ bescheidenen

Aufbau – einer schlanken und ästhetisch zugespitzten Variante der Ulmer Obergeschosse – extreme Höhe zu gewinnen war. In Prag, Wien und Ulm startete man von Bodenniveau, in Straßburg wenige Jahre verzögert von Glockenhaushöhe – und gewann.

Allerdings ging es nicht grundsätzlich nur um Höhe, zumal die Maße eines Turms vor Ort kaum einschätzbar sind. Der Frankfurter Domturm, eigentlich Pfarrturm, erreicht gerade 95 Meter. Er reagiert weniger auf die Höhe als auf die Gestalt des Freiburger Turms. Der Grundstein wurde 1415 zu einer Zeit gelegt, als alle vier Giganten im Bau waren und Wien vorn lag. Das schlichte Untergeschoss, die kunstvolle Überleitung vom Vier- zum Achtort und das rundum offene Oktogon folgen dem Freiburger Modell (Abb. 7). Indes weichen die Fialen ab: größer und mit dem Oktogon verstrebt. So wird ein riskanter Aspekt der Freiburger Lösung bereinigt. Spektakulär anders tritt der Helm auf: Über kuppelartigem Ansatz erhebt sich eine Laterne mit hoher Spitze. Der »eigenthümlichen Form wegen glaubte man darin eine Anspielung auf die Kaiserkrone finden zu dürfen«, so hört man aus dem Frankfurt des 19. Jahrhunderts (Römer-Büchner) – schließlich war Sankt Bartholomäus nicht nur Stifts- und Pfarrkirche, sondern auch Wahl- und seit 1562 Krönungskirche der römisch-deutschen Kaiser. Jedoch taugen allenfalls späte Versionen der Reichskrone zum Vergleich mit der Pseudo-Kuppel hinter Wimpergen. Tatsächlich lehnt sich die Lösung an den Turmhelm auf dem Straßburger Plan B an (Abb. 2). Dass der Kegelstumpf in Frankfurt gebogen ist, hat ästhetische und technische Vorteile. Unter anderem wurde es leichter, den Laufgang, Leitmotiv der Freiburg-Rezeption, zu übernehmen.

Madern Gerthener, der Architekt, war nach Ulrich von Ensingens Tod 1419 als Gutachter nach Straßburg gerufen worden. Sicher hat er die dortigen Pläne durchgesehen und auch Riss B studiert. Im Übrigen kommen in dem aus Straßburg überlieferten Planmaterial des 15. Jahrhunderts noch andere Lösungen für Helme mit Laternen vor, die Riss B aufgreifen. Hier zeichnet sich ein Originalitätswettbewerb der Turmbekrönungen ab: Kaum war klar, dass es in Wien auf eine steile Variante des Freiburger Kegels hinauslief, wurden anderswo Alternativen gesichtet und Varianten formuliert – besonders radikal in Straßburg und Frankfurt.

Man könnte weitere Bauten des 15. und frühen 16. Jahrhunderts anführen, deren Gestalt sich von Freiburg her definiert und die den Wettbewerb der Turmriesen in lokalen Zusammenhängen reflektierten: Eßlingen, Bern, Thann, Meisenheim, Heilbronn (ein Bau in Renaissance-Formen), Landshut (um auch einen Ziegelbau zu nennen) ... Ganz zu schweigen vom Turmbau-Boom in den Niederlanden. Als Initiatoren all dieser Monumente werden heute – wenn nicht mit zwingenden Gründen wie in Prag und Wien (auch) die Landesherrn – die Städte und Bürgerschaften genannt. In den gesellschaftspolitisch so bewegten wie geschichtsphilosophisch festgelegten siebziger Jahren ließ sich das so spitzzen: »Die alles überragenden Einzeltürme« seien »Zeichen der Befreiung der Stadt aus geistlicher Herrschaft« (Beck Kunst 1975). Wie die Botschaft der Wolkenkratzer, so wäre die der Türme eine säkulare und spiegelte bürgerliche (bzw. patrizische bzw. kapitalistische) Interessen. In der Tat waren die Bürger in die meisten der hier angeführten Unternehmungen involviert. Ohne Bürger, als eine Unternehmung des Kaisers, der zugleich Landesherr war, sowie der Ecclesia Pragensis, vertreten durch Erzbischof und Domkapitel, entstand von den Riesentürmen nur der Prager – und scheiterte. Der Wiener Turmbau glückte im Zusammenwirken von Landesherr und Bürgerschaft bei geistlichen Instituten, die vom Landesherrn abhingen (siehe Beitrag M. Kronberger). Die Grundsteinlegung in Frankfurt feierten Bartholomäusstift und reichsstädtische Bürgerschaft gemeinsam. Während des Bauvorgangs mussten sich dann die Bürgerschaft, die das Gros der Mittel

aufbrachte, und das Stift, dem die Kirche gehörte, zusammenraufen; über Jahrzehnte konnte aber immer wieder Einigkeit erzielt werden. Reine Bürgerprojekte sind die der Reichsstädte Ulm und Straßburg. Der letztere Turm krönte zwar eine Bischofskirche, aber der Bischof war entmachtet (mit Hilfe der Stadtpatronin Maria, wie die Straßburger glaubten) – und zwar nicht nur als Landesherr, sondern selbst als Hausherr seiner Kathedrale.

Ein Holzschnitt, den der Straßburger Verleger Johann Grüninger für eine geistliche Schrift des Straßburger Kanzlers Sebastian Brant anfertigen ließ, setzt den Straßburger Turm in einen beredten Kontext, der für das Verständnis der anderen kaum irrelevant ist (Abb. 9). Über einer endzeitlichen Weltlandschaft mit Straßburg schwebt im Strahlenkranz die Muttergottes. Dabei stellt der zentral positionierte Münsterturm den Kontakt zwischen der Stadt und ihrer Schutzherrin her. Es fällt auch auf, wie klar die Wendeltreppen des Ulrich von Ensingen und Johannes Hültz im Bild erscheinen. In der Tat machen es die dysfunktionale Häufung und visuelle Dominanz des Treppemotivs nicht leicht, einen semantischen Effekt abzuweisen. Semantisiert sind die Wendeltreppen an der Fassade der Kathedrale von Bath (England) aus dem späten 15. Jahrhundert: Dem Gesicht des Jakob folgend (Gen. 28, 12) wurden sie als Himmelsleitern mit hinauf- und hinabsteigenden Engeln dekoriert (Abb. 8). Ein spirituelles Verständnis, das von der Idee einer Himmelsleiter mit Maria oder ihrem Kind als Zielperson ausgeht, mag also in Ulrichs Turmkonzepten für Straßburg und Ulm wirklich angelegt sein. Aufschlussreich ist auch das Ringen um die rechte Turmbekrönung in Straßburg: Bis zur Reformation folgten aufeinander ein Kreuz, eine Madonna, schließlich ein Hostienkelch.

Der Wettbewerb der Türme war sicher nicht allein von politisch-ökonomischen Ideen getrieben. Wer ihn verstehen will, muss auch das Konzept des guten oder gottgefälligen Werks berücksichtigen und die enge Beziehung zwischen den mittelalterlichen Stadtgesellschaften und den Stadtpatronen bedenken: ob Maria in Ulm und Straßburg, Stephanus in Wien oder in Frankfurt Bartholomäus. So gesehen repräsentieren die Türme nicht bestimmte, in der Stadt bestehende Gruppen; es verhält sich quasi umgekehrt. Die Turmprojekte waren es, welche die Gruppen formierten: Es einte der Zweck, mit der Bereitstellung eines möglichst weit sichtbaren, prächtigen und kunstvollen Glockenträgers ein Gott und den Heiligen gefälliges Werk zu tun, ebenso einte die extreme technische, ökonomische und organisatorische Anstrengung des Turmbaus. Was die Turmprojekte letztlich testeten, waren Wille und Fähigkeit der im Umfeld des Bauvorhabens präsenten Institutionen, Gruppen und Individuen (Kleriker und Laien), gemeinsam in den Dienst spiritueller Ziele zu treten. Zu dieser Feststellung passt es, wenn, sobald der eine Turm vollendet ist, ein anderer begonnen wird – so geschehen in Wien mit der Grundsteinlegung des Nordturms.

Literatur:

BECK Kunst 1975
BÖKER Veitsdom 2008
BÖKER Stephansdom 2007
BORK Türme 2008
BORK Great Spires 2003
CHOTĚBOR Turm 2001
FISCHER Kirchenbaukunst 1962
FLUM Baugeschichte 2001
JONES Ironwork 2005
KATALOG »Strasbourg 1400« 2008
KIESLINGER Steine 1949

KLOTZ Baukunst 1965/66
KOEPEL Planrisse 1977
LIESS Riß B 1986
LUXFORD In Dreams 2000
RÖDER Türme 2003
RÖMER-BÜCHNER Wahl- und Krönungskirche 1857
SANDRON L'art 2008
SANDRON Les flèches 2009
SASS Turm 2000
SAUVÉ Cathédrale de Strasbourg 2010

SCHOCK-WERNER Straßburger Münster 1983
SCHREINER Maria 1994
SCHWARZ Kathedralen 2005
SCHWARZ Giotto Pictor 2, 2008
ZYKAN Baugeschichte 1970

Für Hinweise sei gedankt:
Johann Joseph Böker, Veronika Decker,
Yvonne Faller, Thomas Flum, Bernd Nicolai,
Martin Peter Pfitscher, Bernd Röder, Barbara Schedl, Heinz Triller und Andreas Zeese.

9

Schlussbild aus:
Sebastian Brant,
Der Heiligen Leben,
Straßburg 1502

